

ALLES

AUFWACHSEN
IM CHELSEA HOTEL

AUSSER

GEWÖH

NICOLAIA RIPS

NLICH

Nagel & Kimche

oft genug erlebt, wie Leute aufgestanden waren und gesprochen hatten, um zu kapieren, worum es dabei ging.

Ich bin mir bis heute nicht sicher, was meinen Vater dazu bewog, der Schulleiterin zu sagen, was er sagte. Ich vermute mal, er spürte, dass sie ungeachtet ihrer aufrechten Art dem Gang an die Hausbar nicht abhold war und wahrscheinlich so manche Stunde damit verbracht hatte, Drinks zu kippen und ihre Freunde mit Geschichten über die Schule zu unterhalten. Vielleicht amüsierte sie die Vorstellung eines Kleinkindes, das nach dem Genuss von Milch und Keksen einen passablen Toast ausbringen konnte.

Um die Sache perfekt zu machen und zum Erstaunen meiner Eltern wandte ich mich an die Schulleiterin. «Wo ist denn die Toilette?»

Ich hatte keine Ahnung, was ich dort tun würde.

Am nächsten Tag wurde ich aufgenommen.

Die Poolparty

UNGEFÄHR EINE WOCHE, bevor die Vorschule begann, verkündete meine Mom, dass sie ein Paar kenne, dessen Tochter in dieselbe Schule gehen werde. Ein paar Tage später waren wir bei diesem Paar zum Essen.

Ich fand es zwar schön, jemand Neues kennenzulernen, versprach mir aber nicht viel davon. Mit Kindern kam ich nicht sonderlich gut zurecht. Ich verbrachte meine Zeit größtenteils mit meinen Eltern und ihren Altersgenossen, wodurch ich für Gleichaltrige wohl ziemlich geschraubt klang. Um ehrlich zu sein, hatte ich keine Freunde, geschweige denn eine gute Freundin.

Die Tochter des Paares, Greta, war gescheit und hübsch (untertassengroße braune Augen, dicke Ringellocken), und zu meiner Überraschung verstanden wir uns gut. Sie wohnte gleich bei uns um die Ecke, und so dachte ich, falls wir uns richtig befreundeten, würde es wohl viele gemeinsame Nachmittage geben.

Am ersten Vorschultag saßen wir im Schneidersitz auf dem Boden und hielten uns an der Hand. Bald verbrachte ich auch Zeit mit ihren Freundinnen. Zum ersten Mal in meinem Leben lernte ich nicht nur eine Gruppe Kinder meines Alters kennen, sondern sie schienen mich sogar zu mögen.

Gegen Ende des Schuljahrs lud Gretas Familie meine Familie zum fünfundvierzigsten Geburtstag von Gretas Vater in ihr Landhaus in Upstate New York ein. Da die Party im Sommer stattfand, sollte es eine Piñata geben, einen Eiswagen, einen Swimmingpool, das volle Programm. Und das alles, wohlgemerkt, für einen Vierundvierzigjährigen, der fünfundvierzig wurde. Aber ich beklagte mich nicht.

Die Party fing gut an. Greta und ich spielten, und ich lernte all ihre Cousins und Cousinen kennen. Gretas Freundinnen aus der Schule waren auch da.

Nachdem ich mit den anderen Kindern gespielt, auf die Piñata gehauen und beim Kindervolleyball ein paar Bälle an den Kopf gekriegt hatte, ging ich zum Pool, um mich etwas abzukühlen. Dort traf ich auf Gretas Tante, die gerade Lola, ihr Baby, mit Sonnenspray einsprühte.

Lolas Mutter machte sich meine Anwesenheit zunutze und sprang in

den Pool, um zu den anderen Erwachsenen hinüberzuschwimmen, die gerade Cocktails tranken.

Nach einer Weile kam sie dorthin zurück, wo Lola und ich spielten, und bat mich, ihr Lola in den Pool hinunterzureichen. Ich freute mich, das Baby tragen zu dürfen, und stimmte bereitwillig zu.

Im Rückblick muss ich sagen, dass eindeutig die Mutter an allem schuld war. Wie könnte ich sonst nachts ruhig schlafen?

Ich hob Lola hoch, schwankte ein bisschen, nach links, nach rechts, und als ich merkte, dass ich gleich fallen würde, warf ich mich nach vorn Richtung Pool. Lolas Mom bekam mehr als Lola. Das Baby und ich stürzten zusammen auf Lolas Mom, die ohnmächtig wurde.

Wir gingen alle unter: Lola (das Baby), ich (eine Fünfjährige, die infolge der gutwilligen Nachlässigkeit ihrer Eltern nicht schwimmen konnte) und eine vierzigjährige Frau, die dank einiger Cocktails und einem Schlag auf den Kopf schnell auf den Boden des Swimmingpools sank, während sie von einem Strand in Tahiti und jemand anderem als ihrem Mann träumte.

Vielleicht wäre das Ertrinken eines Säuglings nicht weiter aufgefallen, aber ein Säugling, ein Kind und eine Frau mittleren Alters, das war dann doch zu viel. Es war nicht zu übersehen – und dazu noch all das Japsen und Planschen und Kreischen.

Die ganze Party rannte zum Pool, unter vielfältigstem Geschrei.

Ich würde gern berichten, dass ich heldenhaft den Kopf des Babys über Wasser stemmte und dann Mutter und Kind an Land bugsierte, zum Erstaunen der Familie und ihrer Gäste, doch so war es nicht.

Es lief eher so ab:

Nachdem ich mit Mühe meinen Kopf über Wasser gebracht hatte (indem ich mich, nun ja, auf das Baby stellte), rief ich den Leuten zu: «DAS BABY SCHWIMMT VON SELBST! RETTET MICH!»

Die Leute fischten den Säugling aus dem Pool und hievten dann die Mutter auf den Zementboden, wo einer der Gäste zur Mund-zu-Mund-Beatmung schritt. Bald begann Lolas Mutter leise Stöhnlaute von sich zu geben, die zeigten, dass sie sich wohl noch in Tahiti befand.

Nachdem Lola und ihre Mutter gerettet waren, erwog man, mich ertrinken zu lassen, aber dann setzte sich doch das Gute im Menschen durch, und ich wurde aus dem Wasser gezogen.

Gretas Vater, der Mann, dessen Geburtstagsfeier ich ruiniert hatte, ist ein anständiger, großzügiger Mensch, der mir den Vorfall allem Anschein nach nicht übelnahm. Ganz im Gegensatz zu Lolas Mom. Vor

allem aber im Gegensatz zu Greta.

Ich hatte sie gedemütigt, hatte die Party ihres Vaters beendet, ehe sie den Geburtstagskuchen hatte präsentieren können, an dem sie den ganzen Tag gearbeitet hatte, und natürlich hätte ich fast ihre kleine Cousine und ihre geliebte Tante ertränkt.

Kurz nach der Party gab mir Greta zu verstehen, dass ich nicht mehr ihre beste Freundin war (wer hätte es ihr verdenken können), oder überhaupt auch nur ihre Freundin (dito), und dass ihre neue beste Freundin jetzt Anastasia («Ana») Penny war. Aber damit war die Sache nicht ausgestanden, denn Greta sollte (während wir gemeinsam unsere Schullaufbahn absolvierten) zu einem jener Menschen werden, den alle mögen und mit dem alle zusammen sein wollen. Und wenn es eines gab, was Greta alle Welt wissen ließ, dann war das, dass es für mich, die Säuglingsertränkerin, in ihrem Dunstkreis keinen Platz gab.

Die Schlauberger

OHNE FREUNDE verbrachte ich meine Nachmittage wieder im Foyer des Hotels.

Das Foyer hatte sich vermutlich nicht mehr verändert, seit das Gebäude 1884 errichtet worden war. Die Wände waren senfgelb, so wie die hohe Decke auch, und mit Gemälden derzeitiger und ehemaliger Bewohner behängt. An einer Wand hing ein Gemälde von Joe Andoe, das ein weißgraues Pferd zeigte. Hoch über dem braunweißen Marmorfußboden auf einer Schaukel saß eine fettleibige, pinkfarbene Frau, deren dicke Beine neckisch baumelten und uns in die Welt darunter einluden.

Das Schönste am Foyer war, dass man nie alleine war. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen von Bewohnern und Gästen und ehrfürchtigen Besuchern, die hereinschauten, um Fotos von den Berühmtheiten und den schrägen Vögeln zu machen. Vielleicht trafen sich die Bewohner im Foyer, um mal aus ihren kleinen Zimmern (viele davon hatten nicht mal ein eigenes Bad) herauszukommen. Oder vielleicht trafen sie sich dort, weil es der einzige Ort im Hotel war, wo es WLAN gab.

Einer der ersten Menschen, die ich im Foyer kennenlernte, war ein attraktiver Mann in den Vierzigern. Er war erst kurz zuvor nach New York gezogen, nachdem er viele Jahre in Paris gelebt und dort für Modezeitschriften fotografiert hatte. Er war charmant, hatte ergrauendes Haar und ein spitzes Kinn.

Wie es der Zufall wollte, kannte meine Mutter ihn aus Paris, wo sie in den Achtzigern als Model gelebt und gearbeitet hatte. Inzwischen hatten sie beide ihre Jobs in der Modewelt aufgegeben und malten stattdessen im Chelsea Hotel.

Kurz nachdem der Freund meiner Mom ins Chelsea gezogen war, folgte ihm jemand, den er seit seiner Kindheit kannte. Dieser Kindheitsfreund schrieb ausgezeichnete Erzählungen, und die beiden saßen in Armsesseln nebeneinander und unterhielten, stritten und beleidigten sich. Ihre Diskussionen zogen bald auch andere an.

Einmal nannte der Freund meiner Mom, der Maler, den anderen, den Drehbuchautor, «Mr. Schlauberger», worauf der Autor erwiderte, der Maler sei viel schlimmer – ein «Oberschlauberger». Als zwei weitere